grobgesichtigen Holden, die ihrerseits auch nicht gerade den Eindruck erweckt, als hätte sie das Pulver erfunden. Wenn das die schweizerische Wirklichkeit ist, dann Zukunft ade!

Eine Demokratie und ein Wohlfahrtsstaat lassen sich heute nicht nur mit der blossen Kraft der Glieder, mit Feuer und Schwert und mit der Zierde der Frau (lies Dienstleistung des weiblichen Geschlechts an der Verherrlichung der Macht) erbauen und erhalten. Einen Staat in unseren Tagen lebenswert und für seine Bewohner attraktiv zu gestalten, dazu braucht es in erster Linie Intelligenz, Weitsicht, Vielfalt und last but not least kritische Bürger, die sich nicht scheuen, mit dem Finger auf Missstände zu zeigen. Ein Staatsgebilde muss offen sein für alle, die in ihm leben. Mir schwebt da ein anderes Bild vor. Eine Frau am heimischen Personal Computer etwa, umgeben von Büchern und Karteien. Am Boden ein spielendes Kind. Und ein Mann, der auf sie zugeht, mit lachendem Gesicht, auf dem Arm ein Baby mit Milchflasche. Keine Angst, er wäre nicht Nur-Hausmann, er hätte auch ausserhäusliche Aufgaben zu erfüllen! Auch das könnte und kann helvetische Wirklichkeit sein. Dass Männer Frauen unterstützen, bei ihrer Arbeit, bei der Erziehung der Kinder, bei dem Versuch, zusammen das Leben sinnvoll zu gestalten. Gemeinschaftsförderung, aber nicht mehr nur auf Kosten der Frau. Die Symbolik der Werte, die Symbiose innerhalb der Familie, die Aufgabenverteilung, dies alles muss reziprok sein, muss eine Wechselwirkung in den Verantwortungen bedingen, sonst taugt unsere Schweiz nichts. Die Frau unterstützt den Mann in seinen Anstrengungen, schreibt Bundesrat Koller. Auch dieser Satz muss umkehrbar sein. Der Mann unterstützt die Frau in ihren Anstrengungen. Eine Demokratie gewährt alle Rechte allen, und wenn sie funktioniert, fallen die Geschlechterunterschiede weg. Denn eine wahre Demokratie ist eine Staatsform von Menschen für Menschen; für Leute, die teilhaben wollen am Wohle aller. Eine solche Nation weiss dann auch nichts mehr anzufangen mit der «Härte des Mannes» und der «Zierde der Frau».

Maja Wicki
Ein Liebesbrief

Sehr geehrter Herr Bundesrat,

ein politischer Brief wie dieser kann natürlich kein Liebesbrief werden, und doch gibt es auffallende Ähnlichkeiten zwischen beiden Sorten Briefen, wie etwa zwischen politischen Artikeln und Liebesgeschichten auch. Das hängt damit zusammen, dass Liebe und Politik seit den Anfängen der Menschheit der Antrieb und der Inhalt, das Salz und die Not allen privaten und öffentlichen Lebens sind, und auch damit, dass trotz aller schon tausendfach wiederholten Schilderungen der damit verbundenen Lust und Not für diejenigen, die Liebe und Politik brennend angehen, darin keine Wiederholung, sondern eine Bestätigung eigener unaustauschbarer Erfahrung liegt. Milena Jesenská, Franz Kafkas bedeutende Freundin, schrieb in einem politischen Brief an Jules Romains ganz ähnlich: sie habe erkannt, dass Politik so wichtig sei wie die Liebe; sie dringe unter die Haut, sie rücke auf den Leib wie ein engsitzendes Hemd und sie niste sich wie die innersten Gefühle im Herzen ein. Ihr bester Freund (das könnte Franz Kafka sein) habe stets behauptet, politische Artikel müsse man schreiben wie Liebesbriefe, nämlich mit der gleichen aufrichtigen Vertrautheit, Ernsthaftigkeit und der gleichen fieberhaften Ungeduld.

Ernsthaftigkeit und Ungeduld gelten für die Liebe wie für die Politik; was in der Liebe aber aufrichtige Vertrautheit ist, bedeutet in der Politik Schonungslosigkeit. Jedenfalls gibt es so und so kein Ungefähr und keine Halbheit, sonst handelt es sich um etwas anderes als um Liebe und um Politik, etwa um eine Haltung austauschbar gleichgültigen Konsums in beiden Lebensbereichen, über die sich auszulassen schade ums Papier wäre. Und da die Liebe die innerste Heimat ist und die einzige, mit der eine autonome Identifikation möglich ist, d.h. eine Zugehörigkeitserklärung aus freier Wahl, jeder öffentlichen Normierung fern und jedes Einspruchs öffentlicher Art unbedürftig, gilt die schonungslos ungeduldige Ernsthaftigkeit meines Einspruchs heute nur Ihrer magistral veröffentlichten Heimatnormierung und der daraus abgeleiteten Vision politisch fixierter Geschlechterrollen.

Als einer der obersten Magistraten sind Sie formal natürlich völlig im Recht, Richtlinien über das Verhältnis von Mann und Frau zu erlassen, ja Sie sind dazu sogar ausersehen, von Amtes wegen! Denn wer sollte besser als Sie über die helvetische Realität Bescheid wissen, vor allem über das, was über diese Realität hinausweist? Dazu bedarf es eben der normativen Befähigung, deren Sie sich als Bundesrat, als Hochschullehrer und als Oberst, der Sie auch sind, rühmen dürfen, und ebenso bedarf es der moralischen Vorbildlichkeit, über die Sie sich in diesem wohlhabenden und freien Land, von vielen bewundert und beneidet, ausweisen, dagegen hat niemand Einspruch zu erheben; denn Sie verkörpern geradezu das Bild eines hundertprozentigen Eidgenossen, das in der Symbolik der Geschichte dieses Landes tief verankert ist und vom Volk entsprechend empfunden wird. Schliesslich wurden Sie ja von diesem Volk gewählt, von Stufe zu Stufe, und der Ausdruck geballter Kraft und Hingabe, der sich als vaterländisches Bekenntnis in Ihren Zeilen findet, hat wohl den gleichen Identifikationswert für Sie wie die Uniform, die Sie an Ihr Herkommen erinnert, auch wenn dies ein wenig unklar ist. Wurden Sie vielleicht in einem historischen Museum geboren? – oder in einer ausgedienten Kaserne? Mit dem «grünen Heinrich», der ja so hiess, weil er aus grünem Uniformstoff geschneiderte Hosen trug, bestehen zwar wenig Ähnlichkeiten, aber immerhin, bei diesem erklärt die alte Uniform des Vaters, aus deren Stoff die Hosen genäht waren, wenigstens das Herkommen des Namens.

Ich nehme an, Sie haben nichts dagegen, dass ich Ihre eigenen Formulierungen aufnehme, um Ihre normativen Sätze ziemlich wörtlich auf Sie selbst zu beziehen. Denn bekanntlich können Gesetze des Verhaltens und Handelns nur dann für andere im Sinn von Postulaten formuliert werden, wenn sie für einen selbst gelten, das ist

kantisch, und das wissen Sie als akademischer Lehrer schon. Ich will daher keine Eulen nach Athen tragen. Wie steht es aber mit dem Frauenbild, das Sie als ein ideales Bild zeichnen, und wie mit der Interaktion zwischen Mann und Frau, die Sie entwerfen?

Ich bedauere, dass Ihre magistralen Anweisungen für mich unkorrigierbar zu spät kommen, dass ich mir weder die Zierde, die Sie rühmen, noch den entschlossen aggressiven Ausdruck noch die entsprechende Haltung mehr werde angewöhnen können, zu spät! Die typische Wasserschlauchhaltung ist von der Polizei abgeguckt, nehme ich an, und die Polizei soll wohl für die Frau als normatives Vorbild gelten; aber obwohl ich einigemal Gelegenheit hatte, die Polizei bei dieser Haltung zu beobachten, kommt eine Umschulung für mich nicht mehr in Frage, zu spät. Weder die Freude am Leben noch die Kraft der Jugend werde ich daher in Ihrem Sinne je demonstrieren können.

Ach, Herr Bundesrat, Sie hätten halt Ihren Aufruf zur Geschlechtermoral gleich nach dem Krieg und seither immer wieder publizieren sollen! (Sie spüren wohl, dass ich mich schreibend in eine zunehmende Ungeduld hineinsteigere.) So hätte der irreversible Traditionsbruch mit der geistigen Landesverteidigung nicht stattfinden können, und Menschen wie ich wären nicht in den Sog einer anderen Radikalität gerutscht, die nun tatsächlich und ohne Ironie weit über Ihre «helvetische Realität» hinausweist:

In eine Realität, die Sie kopfschüttelnd wohl als Utopie abtun, die wir aber stetig aufbauen. Es ist eine Realität der nationenübergreifenden, a-nationalen gesellschaftlichen Verantwortung, in der Frauen und Männer keiner Gewaltsymbole bedürfen (wie etwa des Wasserschlauchs oder des Gewehrs), um einander Gesten der Freundschaft zu erweisen; in der sie leicht und selbstverständlich ein Lächeln finden, wenn sie einander zulieb tun, wessen sie bedürfen, und nicht mit einem grimmigen Ausdruck eine Geste der Nächstenliebe, wie Sie das Wasserspritzen bezeichnen, zur missverständlichen Karikatur einer Straf- und Wutaktion werden lassen; in der überhaupt nicht mehr von Nächstenliebe die Rede sein muss, weil die gegenseitige Aufmerksamkeit und Verantwortung verhindern wird, dass ein Einzelner in Not gerät; in der Männer und Frauen einander nicht in geschlechterfixierten Rollen, sondern als zugleich unersetzliche und bedürftige Menschen ernstnehmen; in der sie die Kinder in diesem Geist des Respekts als Menschen, die von allem Anfang an diesen Respekt verdienen, mit viel Phantasie und ohne Gewalt gross werden lassen; in der keine Uniformen mehr nötig sein werden, weil Selbstachtung und Selbstvertrauen die Achtung der anderen und das Vertrauen in die anderen Menschen selbstverständlich machen. Und weil es sich so zwischen den einzelnen Menschen abspielen wird, wird es sich eines Tages auch so zwischen den Völkern abspielen, verehrter Herr Bundesrat, darauf richtet sich meine ernsthafte Ungeduld. Und weil das Gewaltmonopol beim Staat liegt, die Staaten aber auf diese Weise überflüssig werden, wird auch der Posten eines Armeeministers sich erübrigen, und Sie werden sich nach einem neuen Posten umsehen müssen. Aber verlieren Sie nicht allen Mut, auch ein ehemaliger Minister wird in der neuen Realität, an der wir stetig bauen, nicht durch die Maschen fallen, zumal Sie ja neben Ihren Standeserfahrungen ja auch schon einige Arbeitserfahrung als Publizist haben.

Nun mögen Sie selbst entscheiden, ob dieser Brief, der ein politischer Brief ist, Ähnlichkeiten mit einem Liebesbrief hat oder nicht. Auf jeden Fall seien Sie darin meiner Ernsthaftigkeit versichert und benützen Sie ihn als brauchbaren Übergang vom Althergebrachten zum Modernen, womit ich mich ein letztesmal einer Ihrer eigenen Formulierungen bedient habe!

Mit hochachtungsvollen Grüssen

M. W.

Hans Rudolf Hilty
Endspurt

Man hätte knapper formulieren können. Etwa so: Der Mann soll zum Kriege erzogen werden, das Weib zur Erholung des Kriegers. Ein Wort aus Nietzsches «Zarathustra». Nur wäre dann der Hinweis auf «helvetische Realität» nicht möglich gewesen – es sei denn, ein Nietzsche-Kenner hätte nachgewiesen, der zitierte Zarathustra-Satz sei Ausfluss von Nietzsches Kenntnis der Schweiz.

Zur helvetischen Realität hingegen gehört jedenfalls: dass in den beiden appenzellischen Halbkantonen die Frauen noch heute kein Stimmrecht an der Landsgemeinde haben. Vielleicht haben die heimkehrenden Landsgemeinde-Mannen auch gelegentlich einen belebenden Wasserstrahl nötig?

Und zur besonderen Realität von Appenzell-Innerrhoden gehört, dass Frauen in so «leichter Bekleidung» wie die abgebildete noch vor wenigen Jahren von der Polizei angehalten wurden, sich etwas Bedeckendes überzuziehen. Da kann der neue Chef des EMD gut von der «Zierde der Frau» schwadronieren…

Und ob der militärische Radfahrer, offenbar in einem Mehrkampf, den Wasserstrahl tatsächlich als belebende Erfrischung empfindet? Oder eher als Bremse? Könnte ja sein, dass die junge Frau in Wirklichkeit die Freundin seines schärfsten Konkurrenten ist und durch die Spritz-Aktion den Abgebildeten um die (in solchen Fällen) entscheidenden paar Sekunden zurückzuwerfen versucht. Ihr Gesichtsausdruck liesse auch diese Deutung zu. Und vielleicht wäre ein solches Austricksen beim Endspurt das ehrlichere Bild von «helvetischer Realität».

«Helvetische Realität»

Betrachtungen zur Bildbetrachtung eines Bundesrats

Im Bild

Unter diesem Titel bitten wir jeweils eine Persönlichkeit, Gedanken zu einem Bild nach freier Wahl aufzuschreiben.

Eine Frau erfrischt mit dem Wasserstrahl einen von den Strapazen arg gezeichneten, sich völlig ausgebenden, dem Ziel zustrebenden Radfahrer. Der Betrachter sieht es sofort, dieses Bild ist nicht gestellt. Es ist ein Bild helvetischer Realität. Und gerade deshalb weist es zugleich über diese hinaus, ist Ausdruck der Verbundenheit von Bürger und Soldat, von Volk und Armee, von Frau und Mann, ein Bild, das in der Symbolik unserer Geschichte, unseres Landes tief verankert ist und vom Volk entsprechend empfunden wird.

Dieses Gesicht eines Mannes, voller Anstrengungen, voll geballter Kraft, beharrlich und entschlossen, ist Ausdruck jener Hingabe, die unsere Vorfahren aus dem armen Land das machen liess, was es heute ist: ein wohlhabendes und freies Land, das von vielen bewundert und beneidet wird.

Ein Bild auch der sich ergänzenden Kontraste, eine gegenseitige Bereicherung in der Verschiedenheit: Die Frau unterstützt den Mann in seinen Anstrengungen, die Zivilistin hilft dem Soldaten, die Kleidung zeigt die Zierde der Frau und die Härte des Mannes, der Mühe Schweiss verlangt nach der Erfrischung des Wassers... Ergänzung in der Vielfalt, das Bild unserer Heimat.

Jedes Bild erzeugt eine Atmosphäre und regt dadurch über die konkrete Darstellung hinaus zu Empfindungen und Gedanken an, die über Form und Farbe hinausgehen. Hier triumphiert der Wille zur Leistung, die Freude am Leben, die Kraft der Jugend. Die Uniform erinnert an unser Herkommen, erinnert uns daran, dass uns die Freiheit nicht in den Schoss gefallen ist, sondern erkämpft werden musste. Das Wasser steht für Leben, für erfrischende und neue Ideen, hingespritzt von einer jungen Frau, die durch die leichte Bekleidung Freiheit, Sicherheit und Zuversicht, den Übergang vom Althergebrachten zum Modernen darstellt, die eigene Taten, wie der Mann, vollbringt.

Das entschiedene, angestrengte Gesicht des Radfahrers lässt uns die Länge und die Mühsal des bereits zurückgelegten Weges, aber auch die Genugtuung am Ziel erahnen. Und auf diesem beschwerlichen Weg zeigt der Schnappschuss die Wohltat der Abkühlung, die Geste der Freundschaft, ja der Nächstenliebe.

Gedanken zu einem Bild: Verbundenheit von Volk und Armee, Mann und Frau, eigenständig und doch mannigfach aufeinander angewiesen, Symbol für ein ganzes Volk, Einheit in der Vielfalt, Wille zur Leistung, Freude am Leben, Vertrauen in die Zukunft.

Arnold Koller ■

BUNDESRAT DR. ARNOLD KOLLER ist Vorsteher des Eidgenössischen Militärdepartementes.